

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 108.

Sonntag, 9. Mai.

1915.

Klippen.

(15. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schöbe-Seller.

Nachdruck verboten.

Wie oft, wenn die Bogen der Leidenschaft den tiefsten Grund seiner Seele aufwühlten, hatte er mit diesen Gedanken gekämpft — wie oft nur mit Aufbietung aller Kräfte dem heißen Begehren widerstehen können, sie in seine Arme zu schließen und in einen Kuß den Drang seiner Leidenschaft zu legen.

Er hatte sich beherrscht; denn er wußte, daß er dieses Glück mit einem Bruch ihrer Freundschaft zu zahlen haben würde. Innerhalb der Grenzen, die sie selbst gezogen hatte, gab sie ihm, was sie zu geben vermochte — es war viel — aber es war nicht alles — die Liebe machte ihr Anrecht auf Freiheit geltend und begehrte laut, die Schranken zu brechen und die Grenzen zu überschreiten.

Es war ja auch für Gilde ein steter Kampf. Er fühlte ihr Herz hinter dem eisernen Gitter der Pflicht und Selbstbeherrschung vor Liebe und Sehnsucht beben. — Die Traumbilder, die für ihn in dem einen Wort „Gilde“ lagen und ihn im Wachen und im Schlafen umgaben, begleiteten auch sie. Warum sollte nicht aus dem Traum Wirklichkeit, aus der Sehnsucht vollkommene Glück werden?

Seit Jahren schleppte er seinen Ehestand mit sich. Das war ein Sinken zwischen Treue und Untreue, Lüge und Wahrheit; es war die Feigheit, die nicht die Kraft findet, der Meinung der Welt zum Trost einer unmöglichen Situation klar ins Auge zu sehen. Warum nicht brechen mit dem Halben und ganze, glückliche Menschen werden?

Wie würde Gilde darüber denken? Würde ihre Liebe stark genug sein, um über diese schwerwiegenden äußeren Bedenken zu siegen und sich angesichts einer urteilenden und verurteilenden Welt ein neues stolzes Glück mit ihm zu bauen?

Doch sein Entschluß stand unumstößlich fest.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er um sie ringen durfte, um alles zu gewinnen oder alles zu verlieren.

Alles zu verlieren?

Er wagte nicht an diese Möglichkeit zu denken — ihm war, als müsse es ihm das Herzblut kosten. —

Als Hans Ridling einige Tage darauf vor Frau Roswals Wohnnung stand, fest entschlossen, den entscheidenden Schritt zu wagen, wußte er, daß jetzt zwei Menschenleben in einer Frauenhand ruhten.

— — — Sie sprachen erst von seinem neuen Manuskript.

Er las ihr vor — sie hörte zu — warf hier und da eine Frage ein, machte Einwendungen und Bemerkungen, er antwortete und verbesserte, bis die Arbeit mit allen Korrekturen beendet vor ihm lag.

„Und nun?“ fragte sie. „Ja, nun!“

„Ich habe Ihnen heute so viel zu sagen — Gilde“, begann er, und seine Stimme hatte solch eigenbümmlichen Klang. Sie wehrte ihm mit der Hand, als sie die vertrauliche Anrede hörte; sie duldet nicht, daß er sie so nannte.

Da brauste er auf:

„Verstößt man gegen die Form, wenn man wahr ist und den Ausdruck wählt, der das Empfinden erschöpft? Verstehen Sie nicht, daß ich das Wort „Gilde“ tatsächlich nur empfinde, nicht spreche, und ganz unbewußt vom Herzen über die Lippen gleiten lasse?“

Es lag in seinen Zügen ein solcher Ausdruck verhaltener Leidenschaft, daß sie erschraf.

Aber er brach plötzlich ab und sagte ohne weitere Umschweife auf sein Ziel zueilend: „Wie denken Sie eigentlich über die Ehescheidung?“

Sein Blick drang forschend — ängstlich in den ihren. Sie zuckte zusammen. Alles Blut wich aus ihrem Gesicht. Mit dem Instinkt der Liebe hatte sie gleich den persönlichen Sinn aus Ridlings Frage gefühlt.

Sie wußte, das war die Stunde der Entscheidung, die einmal kommen mußte.

Es gab kein Ausweichen mehr. Nun stand sie unmittelbar vor der Klippe.

Jetzt schnell sich fassen — ruhig bleiben — eine Antwort finden.

Nicht lange überlegen. Ja nicht die Flut der eigenen Wünsche steigen lassen.

„Ich denke, kein Mann hat das Recht, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, die ihm treu geblieben ist. Der Schwur, den er geleistet hat, bindet ihn fürs Leben.“

Sie merkte wohl, wie klang- und farblos die Worte waren — wie äußerlich und oberflächlich sie die Beziehungen zwischen Mann und Frau sahten.

Sie fühlte sie nicht. Sie zitierte sie aus dem Buche der Moral und sprach sie mechanisch nach, ohne das Herz mitleiden zu lassen, wie die Kinder die auswendig gelernten Stellen aus dem Katechismus herfagen. Aber sie fand keine andere Antwort. Sie wollte auch nicht schweigen. Sie fürchtete sich vor der Erregung, die sich ihrer bemächtigt hatte, und suchte, sich vor sich selbst zu schützen.

„Gilde — weichen Sie nicht aus — lassen Sie mich reden. Ihnen erklären — mein Leben hängt von Ihrer Antwort ab — lange genug habe ich mich bezwungen und geschwiegen — jetzt kann ich es nicht mehr. — Sie müssen wissen — verstehen, was ich jetzt durchkämpfe.“

Gastig maß er das Zimmer auf und ab. Seine Worte überstürzten sich.

„Ich liebe Sie, Gilde. Ich kann nicht mehr ohne Sie sein. Und Sie —“ seine Stimme sank plötzlich zu tiefen, innigen Akkorden — „Sie lieben mich auch. Wir gehören einander. Das genügt. Das bindet mehr als Menschengefesche. Wir brauchen nicht ein verheißtes, einsames Leben zu führen — wenn ganz nah — das Märchenland winkt und lockt.“

„Gilde“ — er hielt inne — sah sie an und schaute in versonnene Augen hinein — — —

„Gilde, Sie wissen doch — das Märchenland, in dem alles voll Sonne ist, weil man mit der Liebsten dort wohnt — wir gehören dahin, Sie und ich — —“

„Über Ihre Frau —?“
Immer dieselbe Klippe, die vor ihrem Glück auf-
ragte.

„Meine Frau —“ er wurde noch ernster. „Die schwer-
sten Kämpfe habe ich durchgeföhrt — ihrewegen. Ich
dachte, ich müßte verzichten auf das große, reiche Glück,
das ein Zusammensein mit Ihnen mir gebracht hätte.
Ich glaubte, sie liebe mich, ich vertraute ihr, wollte ihr
nicht weh tun, wollte nicht auf ein zerfallenes Dasein
ein neues Leben aufbauen —. Wie habe ich mit mir
selbst gerungen, wenn die Leidenschaft mich packte —
wie schwer war das Entsagen — Sie werden es nie
wissen, Gilde — es bedurfte oft übermenschlicher Kraft,
so still neben Ihnen zu sitzen — Sie zu sehen — Sie zu
fühlen — von Manuskripten zu reden, wenn das Herz
fast brach vor Sehnsucht.“

Sie zitterte ein wenig und schaute von ihm weg. Er
sollte nicht wissen, daß auch sie, so wie er, gelitten und
gekämpft hatte.

Der eine mußte immer stark bleiben, damit der
andere nicht schwach wurde.

„Aber nun —“, er stockte — suchte die richtigen
Worte — „nun ist es ganz anders geworden. Meine
Frau liebt mich nicht — sie liebt —“ Er brach ab, un-
fähig, weiter zu reden.

Sie schaute mitfühlend und warm zu ihm herüber.
Das war es also, was seit Wochen auf ihr gelastet hatte,
das der schwere Druck, den sie sich nicht hatte erklären
können.

Ein leises Gefühl von Eifersucht — fein und doch
stechend wie ein Nadelstich — regte sich in ihr bei dem
Gedanken, daß die andere ihm so nahe stand, daß sie es
vermocht hatte, ihn so leiden zu machen.

Aber sie wehrte sich wild dagegen.

Sie zerriß dies böse Gefühl aus ihrem Herzen und
antwortete fast barsch:

„Ich glaube, Sie irren sich. Erna hat Sie immer
geliebt und immer nur mit Liebe von Ihnen ge-
sprochen.“

„Ich irre mich nicht. Sie selbst hat es mir gesagt.“

„Vielleicht hatten Sie sie gereizt. Vielleicht sprach
aus ihr der trotige Widerspruch und es war nichts
Wahres an ihren Worten.“

Sie stählte sich zur Verteidigung der anderen.
Wappnete sich mit Aufbietern aller Kräfte gegen jene
Empfindung, die sie beschlichen hatte.

„Es ist wahr“, sagte er dumpf, „o — wie habe ich
unter der Schmach gelitten und war wehrlos, machtlos
— kannte den Feind nicht, den ich vielleicht unter
meinen Freunden zählte — mußte es ertragen, — weil
sie ihn nicht nennen wollte — konnte nicht vergelten —
nicht einmal tun, was die Ehre von mir befohle.“

Sie sah ihn erschrocken an. Was war geschehen?

Er schritt mit finsternem Gesicht durch das Zimmer,
das bisher nie solche Worte gehört — das immer nur
Frieden ausgestrahlt hatte.

Der Born legte wieder auf ihn seine bleierne Hand.
Er stand noch einmal im Nebel.

„Mein armer, lieber Freund“, sagte sie weich und
dachte, es sei sehr schwer, still an seinem Platz zu sitzen
— nicht einmal die Hand ihm reichen zu können und
zusehen zu müssen, wie er litt.

Seine Züge hellten sich auf. Nur der Mang ihrer
Stimme hatte die bösen Gedanken verschleht.

„Verstehen Sie nun, Gilde?“ Er sprach rasch, mit
immer wachsender Erregung. „Ich entwerde ihr nichts,
wenn ich Ihnen nun alles gebe. Sie hat selbst alles
zurückgenommen. Warum eine Ehe weitererschleppen, die
keinen befriedigt, in der jeder nach Freiheit lechzt —
fühlen Sie nicht, daß dies die größte Unwahrheit und
Selbstentwürdigung ist — nur innere Schwäche — nur
Furcht vor dem Urteil der Zuschauer des Lebens.“

Sie kämpfte hart mit sich selbst.

„Neben Sie, Gilde“, flehte er, „sagen Sie, daß der
Mann, der in einer solchen Ehe mit einer anderen Liebe
im Herzen dahinsiebt — die Pflicht hat, Klarheit und
Wahrheit zu schaffen und —“ er zögerte — aber die

Leidenschaft riß ihn fort und atemlos, bebend sprach er
das entscheidende Wort aus:

„Und als seine Gattin die Frau heimzuführen, die
für ihn der Inbegriff alles Glückes und Lebens ist.“

Sie barg den Kopf in die Hände — war ganz
Sehnsucht und Verlangen — wagte nicht, den Mann
anzusehen, den sie mit jeder Faser ihrer Seele liebte.

Sein Blick hing an ihren Lippen. Sein Herz pochte
zum Zerspringen.

„O — es ist so schwer!“ sagte sie endlich.

„Was ist schwer, Liebe?“ fragte er weich — er hätte
sie so gern in seine Liebe eingehüllt.

„So schwer, zu wissen, ob man darf —“ und fügte
nach einem langem Schweigen hinzu:

„Lassen Sie mich Ihre Frage beantworten, wenn
ich ruhiger geworden bin — jetzt kann ich es noch nicht
— ich könnte später bereuen, was ich nun Ihnen sagen
würde — und das wollen Sie doch nicht — nicht wahr?“

„Nein, das möchte ich nicht“, antwortete er schlicht —
„ich will ein Wort — klar und wahr, wie Ihr Wesen,
das Sie nie bereuen werden, und das über unser Glück
entscheiden wird.“
(Fortsetzung folgt.)



Eines Wibes Glück hängt nur vom Ohr des Hörers ab
und nicht von der Zunge dessen, der ihn macht.
Shakespeare.

Wiener Kriegsfrühling.

Man schreibt uns aus Wien: Es ist ein Wienerer Früh-
ling geworden, dieses Jahr. Altwienerisch gestimmt. Ein Früh-
ling mit richtigen Landpartien, wie sie in diesen neumodischen
Zeiten der „Dampf- und Benzinrösser“, Eisenbahn und Auto
benannt, längst nicht mehr im Schwange waren, und wie sie
Anno Vormärz das weinselige Meeblatt: Schubert, Bauern-
feld, Dachner, kaum anders geschlendert sind. Zu Fuß aus
den Straßen der Stadt ins Grüne von Grinzing, Siebering,
Gading und Hütteldorf. Weiß glänzt die Straße. Selten nur
schirmt der Schrei einer Lokomotive in die Stille, noch seltener
das Alarmsignal eines Autos. Es ist Krieg, und die Motoren
des Dampfes und des Benzins dienen nun bedeutend wichti-
geren Zwecken als denen eines Wiener Sonntagsvergnügens.
An allen Stationen der Stadtbahn sind Plakate, die verkünden,
daß die Sonntagszugvermehrungen unterbleiben müssen, und
daß überhaupt nur „nach Maßgabe“ der verfügbaren Plätze
Fahrkarten ausgegeben werden. So fahren die wenigen Züge
jetzt halb- und viertelleer, wo früher die vielen bummvoll
waren. Denn — das Fahrgehalt ist gleich geblieben; aber eine
Krone steht jetzt höher im Ansehen als früher, sie gilt mehr,
seit man beim Fleischer und der Gemüsefrämerin weniger für
sie bekommt, und die Sonntags-„fahrten“ der Wiener finden
wieder zu Fuß statt, wie Anno Schwindt und Schubert nach
Grinzing, Siebering und Hütteldorf-Gading. Dort sitzen sie
dann in den kleinen Wirtsgärten mit den uralten Bäumen,
sehr viele Frauen, sehr viele Kinder und wenige Männer.
Jetzt erst merkt man es recht: Krieg! Nicht in der Stadt, wo
das Leben, vielgeschäftig, weitergeht, wohl aber vor der Stadt,
wo es sonst ein wenig verschauelte. Und auf einmal freischt
eine hohe Stimme in die noch stillere Stille „Extraausgabe,
Extraausgabe!“ Bis hier heraus leuchten die Zeitungsver-
käufer mit dem allsonntäglichen Extrablatt. Und auch darum
bleibt man in diesem Jahre hübsch im Dunskreis von St.
Stefan. Die Extrablattverkäufer machen in den Biergärten
das beste Geschäft.

Das heißt: mit den Bier- und Kaffeegärten ist das auch
so eine Sache. Sie sind meist vor dem Baun, auf der Wiese
etabliert. Man „lehrt“ nicht mehr „ein“. Die Leute, die zu
Fuß ins Grüne wandern, nehmen das Päckchen Mundvorrat
von Hause mit. Den Milchkaffee in der Flasche, das Kriegs-
brot in der Tasche. (Diesen Reim schenke ich einem Kriegs-
operettenlibrettisten.) Denn — o Schrecken! — in der Wau-
zen und in der Knödelhütte wird seit Kriegsbeginn kein
Kaffee, sondern nur mehr Tee verabreicht, die Milch findet
„in der Stadt“ eine ökonomischere Verwendung, und was das
Kriegsbrot anbelangt: ein Stück kostet jetzt nicht nur den bil-
ligen Preis von 5 Hellern, sondern auch eine Kostbarkeit, eine
Brotmarke zu 70 Gramm, und das kann man sich nicht so

ohne weiteres leisten. Also wird auch das wieder wie Anno dazumal: man geht zu Fuß, nicht gar weit und mit dem Proviantzettel am Rücken.

Jawohl, Wien, das leichtlebige Wien, lernt sparen. Man sieht es hier überall. An allen Bauernhäusern, die sonst den großsprecherischen Titel „Landvilla“ führten, kleben noch die Zettel: „Sommerwohnung zu vermitteln (mit zwei t). In anderen Jahren hätte man um diese Zeit ebenfalls eine Sommerwohnung bekommen wie jetzt ein drittes Kilogramm Brot in der Woche. Wer sonst eine Sommerwohnung hatte, mietete sie im August gleich fürs nächste Jahr. Diesmal aber erfolgte die verfrühte Abreise so überstürzt, daß man die Erneuerung vergessen hat. Und seither hat man sich nicht wieder an sie erinnert. Wer wünscht heute schon für Juli sein Leben festzulegen? Wer hat die Laune dazu, wenn Vater, Mann oder Sohn im Felde sind? Und dann: diese Sommerwohnungen waren der unerhörteste Luxus der Wiener, für drei Wohnräume, ganz primitiv, ohne Gas und elektrisches Licht, ohne Badezimmer und Wasserleitung, wurden 800, 1000 und 1500 Kronen gezahlt. Geuer sind die Preise nicht niedriger, sondern eher höher, denn die Eigentümer rechnen damit, daß in diesem Jahre auch Leute, die sonst weiter gelegene Orte im Salzkammergut, in Tirol oder gar im Ausland aufsuchten, die Nähe Wiens vorziehen würden. Aber sie verrechneten sich. Wien ist noch näher zu Wien als seine Umgebung. Nur einige Orte sind heute schon, sind schon — als richtige Winterfrischen — seit November und Dezember überfüllt. In ihnen siedelten sich die wohlhabenderen Flüchtlinge an. Zumeist Juden. Sie suchten die paar Sommerfrischen auf, in denen es ihren Religionsgesetzen entsprechende Küche und womöglich ein Bethaus gibt. Böslau ist so ein Ort. Und Baden, das Dorado des vormärzlichen Wien, wo es jetzt ganz altbiblisch und dennoch zeitgemäß hergeht.

Dr. H. W.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der Gruß einer deutschen Frau an Frau v. Weddigen.

Gott helfe dir, du schmerzreiche Frau!
Du groß Geweihte! Sieghaft lächelnde,
Die du in Heimweh durch den Tag wirst schreiten
Mit einem Herzen, überschwenglich an Sehnsucht und an Stolz!
Und des Nachts wirst du in deine Kissen schluchzen,
Deine Seele sucht ihn, den du lieb hast über alles —
„Für Kaiser und Reich, für dich und mein Heimatland
Gib ich Leben und Liebe, meine Manneskraft hin!“
Und du wirst lächeln unter tausend Schmerzen,
Du Siebgeleihte, stolze junge Frau!
Ein Tag war da, der dich ihm gab zu eigen,
Den ihr gelebt wie Menschen hoch geweiht
In einem Glück, das selten zu uns kommt,
So reich an Seligkeit und heiligen Andachtschauern,
Die schon im Tod ein ewiges Leben sahn
In heiliger Vereinigung zweier Seelen!
Wid auf! Sei eine Heldin, wie er Held uns war!
Ganz Deutschland blickt auf ihn in Lob und Dank!
In allen deutschen Herzen lebt er fort!
Du darfst nie glauben, daß er dir genommen,
Er ist bei dir, wie du mit ihm in Liebe gehst!
Das Höchste lebstest du — Ein Tag war da,
Wo Gott dich selbst in alle Himmel führte!

Emma Böhm er.

Wie Kriegsgerüchte entstehen. Im vorigen Herbst trat, wie erinnerlich sein wird, eines Tages mit der größten Bestimmtheit die Meldung auf, daß große russische Truppenmassen über Archangel und Großbritannien auf den westlichen Kriegsschauplatz befördert worden seien. Es wurden so bestimmte Einzelheiten mitgeteilt, daß kein Zweifel an der Richtigkeit der Tatsache möglich sein sollte. Wie dieses Gerücht entstanden ist, erklärt jetzt in der „Times“ ein Mitglied des Pressebureaus der englischen Zensur, und er liefert damit einen Beitrag zur Psychologie der Kriegsgerüchte, durch die die Öffentlichkeit immer wieder erregt wird. Die Erklärung ist recht einfach. Eine ziemlich große Zahl von russischen Offizieren kam damals in England an, die einen mit dem Auftrag, Munition zu kaufen, die anderen, um sich zu den verschiedenen Generalstäben an der Front im Westen zu begeben, denen sie zugeteilt waren. Russische Soldaten, Ordnanzen usw., begleiteten sie, und so war es eine ganze

kleine Truppe, die von Archangel zu den schottischen Häfen reiste. Natürlich wurden sie von verschiedenen Personen gesehen. In dem Augenblick ihrer Ankunft beschloß nun infolge eines rein zufälligen Zusammentreffens das englische Kriegsministerium, mehrere Lager, die zur Ausbildung der Territorialtruppen dienten, zu verlegen. Diese Verlegung wurde sehr geheim vorgenommen. Die Vorhänge der Wagen in den Transportzügen waren sorgfältig herabgezogen, damit niemand sehe, daß es sich um einen Truppentransport handelte. Selbst das Zugpersonal wußte nichts über die Bestimmung derzüge, die es leitete. Angestellte, die der Ankunft der russischen Offiziere und Soldaten beigeohnt und die geheimnisvollenzüge im Vorbeifahren gesehen hatten, glaubten natürlich, daß zwischen den beiden ungewöhnlichen Ereignissen eine Beziehung bestünde, und mehr war nicht nötig, um das Gerücht vom Eintreffen eines russischen Heeres entstehen zu lassen, das seinen Weg von Mund zu Mund nahm, in neutrale Länder überging und nun durch den Druck in alle Winde gemeldet wurde.

Die „neunschwänzige Katze“ im Schützengraben. Man erinnert sich, daß die Russen in den Trümmern eines verlassenen deutschen Kriegsschiffes eine Klopfspeische aus einer Offizierskabine fanden, das nützliche Werkzeug der Reinigung mit der ihnen vertrauten Ragatta verwechselten und nun aller Welt verkündeten, sie hätten das Geheimnis der deutschen Disziplin entdeckt. Der Ruhm der russischen Verbündeten hat die Engländer nicht schlafen lassen, und so haben sie eine „neunschwänzige Katze“ — auch ihnen ein altvertrautes, erinnerungsreiches Instrument — im deutschen Schützengraben gefunden. Wie, wo, darüber ist nichts Genaueres zu ermitteln; aber im „Bulletin“ der Flüchtlinge aus den französischen Norddepartements wird alles Ernstes von dem „Museum von Neuve Chapelle“ erzählt, das sich die sammelungsfreudigen Engländer errichtet hätten aus Fundstücken vom Schlachtfelde, und dessen Glanzstück wäre eine „neunschwänzige Katze“, wie sie bei den „Boches“ im Gebrauch wäre. Und zur weiteren Verschönerung der Geschichte wird berichtet, daß man einen Gefangenen darüber befragt und daß dieser erklärt habe: „Die neunschwänzige Katze ist im ständigen Gebrauch in unseren Schützengräben. Jedes kleinste Vergehen wird damit streng bestraft.“

Eine unbekannte Bismarck-Geschichte. In einem Brief an die „Times“ teilt G. S. Howe eine hübsche Bismarck-Anekdote mit, die ihm der bekannte Schriftsteller Albert Wandam erzählte. An Bismarcks Todestage besuchte ihn Wandam. Natürlich kam das Gespräch auf den großen Mann, und Howe fragte seinen Freund, ob er je mit Bismarck zusammengestossen wäre. Dieser bejahte und berichtete dann über seine erste Begegnung mit dem Kankler: „Es war 1870 im deutsch-französischen Kriege. Wandam war Kriegsberichterstatter einer Londoner Zeitung und wohnte, als sich das deutsche Hauptquartier in Versailles befand, mit anderen Journalisten in einem Haus, das sie nach 10 Uhr abends nicht mehr verlassen durften. Eines Tages war meinem Freund der Tabak ausgegangen, und er beschloß, trotz des Verbotes sich herauszuwagen, um sich noch etwas von dem edlen Kraut zu verschaffen. Als er um die Strakenede bog, wurde er von einem riesenhaften Mann umgerannt, der von der entgegengesetzten Richtung eilig daherkam. Der Hüne war Bismarck selbst. Noch ehe mein Freund wieder aufstehen konnte, nahm ihn Bismarck mit einem eisernen Griff beim Rockragen und stellte ihn auf die Füße: „Wer sind Sie und was machen Sie hier?“ Mein Freund gab an, daß er Berichterstatter sei und nannte seinen Namen. Nachdem Bismarck sich den Ausweis hatte zeigen lassen, fragte er weiter: „Was haben Sie nach 10 Uhr auf der Straße zu suchen?“ „Mein Tabak ist mit ausgegangen, und ohne Tabak kann ich nicht arbeiten, ja so gar nicht leben.“ „Sie haben die einzige Entschuldigung vorgebracht, die ich gelten lassen kann“, sprach Bismarck, „doch Sie setzen sich großer Gefahr aus. Ein paar Schritte weiter wären Sie an einem Posten vorbeigekommen, der Sie totgeschossen hätte, oder, wenn er's mit Ihnen nicht getan hätte“, setzte er grimmig lächelnd hinzu, „dann hätte ich's mit ihm so gemacht.“ Bismarck gab darauf Wandam von seinem eigenen Tabak und sagte, er solle umkehren und sich einen späten Ausgang nicht zum zweiten Male wagen. . . . Nach dem Kriege war Wandam später bei Bismarck in Friedrichsruh auf Besuch und wurde gastfreundlich von dem großen Mann aufgenommen.

Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

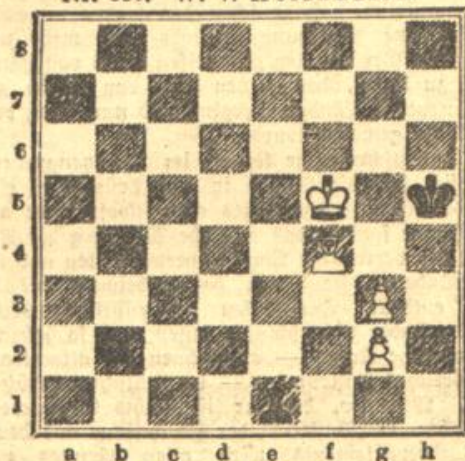
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 9. Mai 1915.

Schach-Aufgaben.

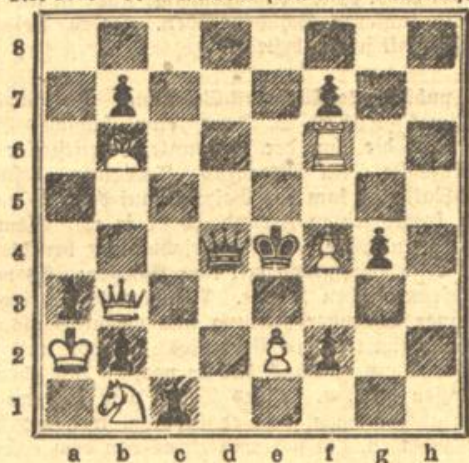
Nr. 330. W. v. Holzhausen.



Matt in 3 Zügen.

Eine nicht sehr schwere, aber reizend einfache Aufgabe des berühmten Problemkomponisten, der vor einigen Wochen seine Wiesbadener Kur beendet hat und wieder ins Feld zurückgekehrt ist.

Nr. 331. V. Kadera (Narodni Politika).



Matt in 2 Zügen.

Partie Nr. 123 (Damengambit).

Pillsbury	Winawer	11. Le4—c2	h7—h6
1. d2—d4	d7—d5	12. Lc1—e3	Dd8—c7
2. c2—c4	e7—e6	13. Dd1—d3	Tf8—e8
3. Sb1—c3	c7—c6 ¹⁾	14. c4—c5	Ld6—f8
4. e2—e3	Sg8—f6	15. Sf3—e5	Lf8×c5 ²⁾
5. Sg1—f3	Lf8—d6	16. Le3×h6 ³⁾	Lc5×d4 ⁴⁾
6. Lf1—d3	Sb8—d7	17. Dd3×d4	g7×h6
7. 0—0	0—0	18. Dd4—f4	Sf6—d5
8. e3—e4	d5×e4	19. Df4×h6	f7—f6
9. Sc3×e4	Sf6×e4	20. f2—f4	Te8—e7 ⁵⁾
10. Ld3—e4	Sd7—f6	21. Se5—g6	aufgegeben.

¹⁾ Der Zug geschieht in solchen Stellungen immer, um später e7—e5 zu spielen; Schwarz kommt hier aber nicht dazu und gerät infolgedessen in Nachteil. — ²⁾ Es droht Se5—g4×f6[†]. — ³⁾ Eine Ueberraschung! Wird der Läufer genommen, so folgt 16. Dd3—g3[†] nebst Damengewinn und Springerabzug. — ⁴⁾ Auf Ld6 folgt wieder Dg3; Le7 wird mit Lxg7, Lf8 mit Sg4 widerlegt. — ⁵⁾ Oder f6×e6 21. Dh6—g6[†].

Auflösungen:

Nr. 326 (4 Züge). Die Lösung dieser Aufgabe ist: 1. Tf3 K×d4; 2. S×c3 Ke5; 3. Sf7[†] Kf6; 4. Sd5#. 1. ... Ke4; 2. Lc6[†] K×d4; 3. Sf7; 1. ... Kd6; 2. Lc6 K—; 3. Sf7. Leider hat auch die von dem Verfasser vorgenommene Aenderung die Nebenlösung 1. Te3 nicht beseitigt, worauf uns Herr F. S. aufmerksam macht. Der Verfasser glaubt aber, daß die Sache in Ordnung ist, wenn der weiße Bauer e6 wieder auf seinen Platz gestellt wird.

Nr. 327 (2 Züge). 1. Dd3.

Richtige Lösungen sandten ein: Zu beiden Aufgaben F. S., Dr. M., Wdw. in Wiesbaden sowie Gefr. Georg Fritz Wirth in Mainz.

Der Zweizüger Nr. 329 bedarf der Berichtigung. Der weiße König muß auf f1 stehen.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

an bach de der e fe frie il jo ke lac le lon ne o ra
ri schen sef va.

Aus vorstehenden 20 Silben sind 6 Wörter zu bilden von folgender Bedeutung: 1. männlicher Vorname, 2. Ziergewächs, 3. weiblicher Vorname, 4. bekannter französischer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, 5. französischer Königs-mörder, 6. deutscher Minnesänger. Sind die richtigen Wörter gefunden, bezeichnen die Anfangsbuchstaben einen französischen, die Endbuchstaben einen englischen General.

Scharade (viersilbig).

Das Erste kennt der Geograph,
Er findet's im Nubierland.
Das Zweite ward auf der Schule schon
Uns aus der Bibel bekannt.

Ein jeder kennt das letzte Paar,
Ist's auch veraltet schon.
Das Ganze schützt die Türkei
Und England bietet's Hohn!

•li.

Telegrammrätsel.

Die Punkte und Striche entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachstehend in anderer Reihenfolge aufgeführten Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte treffenden Buchstaben den Namen eines deutschen Seehelden ergeben.

**Diego, Kappe, Kleid, Mähne, Nantes,
Wende, Wien, Wurst, Zeit.**

Auflösungen der Rätsel in Nr. 203.

Bilderrätsel: Eroberung von Antwerpen. — Reihenrätsel: Abdelkader, Bundesstaat, Eiszeit, Aachen, Schauspieler, Leidenschaft, Messing, Maschine, Inspektor, Kinderfrau, Chiantiwein, Versicherung (Aushungerung). — Kriegerätsel: Ungern, Ungarn. — Abstrichrätsel: Erfolg bei Ypern.



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 10.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Die Gans mit den goldenen Federn

Eine Geschichte aus der Urzeit von M. Herrmann.

Vor Millionen von Jahren, als noch die Tiere Herren über die Erde waren, hatte die Erde eine andere Landereinteilung, als wir sie heute von den Karten kennen. Zur Zeit dieser Geschichte teilte ein großes Urmeer das feste Land der Erde in eine Nord- und eine Südhälfte. Die Ufer waren vielfach gegliedert, denn beständig zernagte das ruheloze Meer die festesten Felsen: unterspülte sie, daß sie ins Meer stürzten und ihre Trümmer von den gewaltigen Wogen wieder an andere Stellen abgelagert wurden.

Auf einer mächtigen, unabsehbaren Landzunge, die mit ihrem Felsengebirge wie eine klobige Nase sich weit ins Meer hinein erstreckte, nisteten unter zahlreichen Vogelgeschlechtern auch die Gänse der Urzeit. Immer wieder brachten sie dieselbe Art an Größe und Gefieder hervor. Doch eines Tages fand sich unter den graubefiederten Jungen einer Gans eines, das drei abstechende Schwanzfedern besaß. Die übrigen Jungen des Geleges waren der Alten von einem Wiesel geraubt worden, und nun verwendete sie ihre ganze mütterliche Sorgfalt auf das übriggebliebene. Als dieses heranwuchs, entwickelten sich auch die drei abstechenden Schwanzfedern so prächtig, daß alle Gänse der Kolonie sich verwunderten und hin und her dachten, aus welchem glänzenden Stoffe wohl diese drei prächtigen Schwanzfedern sein könnten.

Da aber die Gänse nicht mit besonderer Klugheit ausgestattet waren, holten sie einen alten Raben herbei, der im Geruche großer Gelehrsamkeit stand. Dieser besah sich das neue Wunder und sagte mit weißer Miene: „In den hundertfünfzig Jahren, die ich nun schon auf Erden verlebt habe, ist mir bei einer Gans dergleichen noch nicht vorgekommen, aber es ist kein Zweifel, daß die drei Schwanzfedern von reinem Golde sind. Vielleicht will sich hier eine neue Art von Geflügel aus dem Stamm der Gänse entwickeln, das muß man eben abwarten.“

Sämtliche alte und junge Gänse bewunderten das Gänsehen mit den goldenen Federn aufs höchste, so daß dieses immer stolzer und eingebildeter wurde und sich für etwas viel Besseres hielt, als die ganze Gänsesippe. Als es alt genug geworden war, um eine eigene Familie zu gründen, sah es sich nach einem passenden Lebensgefährten um; da es aber keinen finden konnte, der gleich ihm mit drei goldenen Federn ausgerüstet war, beschloß es, auf die Wanderschaft zu gehen, um vielleicht in der Ferne das Ersehnte anzutreffen.

Die junge Gans flog nun bis weit in die nordischen Länder, da sie aber dort nicht fand, was sie suchte, ließ sie sich von einem daherrasenden Nordwind nach den südlichen Ländern forttragen, aber auch hier suchte sie vergebens.

Nun benutzte sie einen heftigen Süd Sturm, um über das Urmeer wieder in ihre Heimat zu gelangen. Sie begrüßte die Stammesgenossen mit lautem Geschnatter und begann sogleich von ihren Reiseerlebnissen mit nicht endenwollender Schnabelfertigkeit zu erzählen.

Aber sie fand nicht viele geduldige Zuhörer unter ihren Verwandten, denn die ganze Gänsekolonie befand sich in großer Sorge und Aufregung. Seit einigen Tagen ließ sich hin und wieder ein dumpfes, unterirdisches Donnern hören und die Felsen schienen zu wanken. Schon hatten ganze Scharen von Tauben, Enten und Hühnern die Heimat verlassen und sich dem Festlande zugewendet. Nur die schwerfälligen Gänse harrten noch neben den leichtbeschwingten und raschen Vögeln auf ihren Brutplätzen aus. Sie hielten Beratung über Beratung ab, schließlich nahmen sie wieder den Rat des alten Raben in Anspruch.

Dieser rief eine Versammlung der Raben zusammen und hielt folgende Ansprache an dieselben: „Werte Geschlechtsgenossen! Seit den hundertfünfzig Jahren, die ich nun schon auf Erden erlebe, haben sich die Anzeichen eines Umsturzes nicht so stark bemerkbar gemacht, als jetzt. Auch die stummen Bewohner des Meeres befinden sich in sichtlich Aufregung. In Scharen sind die Tiefseebewohner an die Oberfläche des Meeres heraufgeschlendert worden, die Bandfische mit ihren glashellen Schlangenableibern verkünden Unheil, wenn sie aus ihrer Tiefe heraufsteigen, es mag nun jeder seine Ansicht kund geben, was wir zu tun gedenken.“

Jeder erzählte nun von seinen Erfahrungen, die er bei Erdbeben und Zusammenstürzen von Erdteilen gemacht hatte und alle fanden es für das Klügste, die alte Heimat schnellstens zu verlassen. Nun rüsteten auch die Gänse zum Aufbruch, nur die junge Gans mit den goldenen Schwanzfedern stand noch in eifriger Unterhaltung mit zwei kecken Raben.

Sie fühlte sich geehrt durch die Aufmerksamkeit der beiden, die mit lauten Lobsprüchen und Schmeicheleien die junge Gans betörten. Die Schelme hatten es auf die goldenen Schwanzfedern abgesehen, und während der eine der jungen Gans Komplimente machte, ging der andere hinten herum und riß schnell eine goldene Feder heraus.

Als die junge Gans sich mit einem Schmerzensschrei herumdrehte, riß auch der zweite Rabe eine Feder heraus, und beide erhoben sich mit ihrem Raube schnell in die Luft und flogen den Schwärmen der übrigen Vögel nach, die nur noch wie Wolkenschatten in der Ferne sichtbar waren.

In wildem Jörn und Schmerz stieß die Beraubte schreckliche Klagerufe aus, die aber von einem fürchterlichen Donnern und Krachen aus dem Innern der Erde verschlungen wurden. Jetzt bäumte sich die starre Felsenkette,

als sei sie flüssig geworden, in Wellen auf und nieder, riesige Spalten klappten auseinander, und die ganze Landzunge senkte sich ins Meer hinab, das mit wütendem Getöse hoch aufsprang und die noch sichtbaren Felsenreste mit seinen Fluten überschüttete.

Im ersten Augenblicke war die junge Gans wie gelähmt vor Entsetzen, und als sie endlich diesem Umsturz entfliehen wollte, wurde sie von einer Sturzwelle erfasst, mit weit ausgebreiteten Flügeln in einen Fessenspalt gepreßt und mit Felstrümmern und Schlamm überdeckt.

Schicht auf Schicht von zermahlenen Felsenmassen türmten die Meereswogen im Laufe von Jahrtausenden und abermals Jahrtausenden auf der Landzunge auf, die unter dem pressenden Drucke immer tiefer sank. Schicht auf Schicht versteinerte zu Schiefergebilden.

Doch durch das wechselvolle Spiel der Erdenkräfte wurden diese Ablagerungen allmählich emporgehoben und stiegen als Gebirge aus dem Meere wieder auf, Schutzwälle errichtend, die die Fluten zurückdrängten, daß sie ihre Gewalt an anderen Festländern erproben mußten.

Die Menschen, die jetzt neben der Tierwelt die Erde bevölkern, machten sich die Schiefergebirge für ihre Zwecke des Häuserbaues dienstbar, spalteten Schicht auf Schicht mit ihren Werkzeugen ab und kamen so schließlich an die untersten Fessenspalten mit ihren Tierresten; so fand man auch die junge Gans versteinert, aber wohl erhalten mit der einen goldenen Schwanzfeder wieder auf.

Die Gelehrten der Neuzeit sind sich jedoch wegen der goldenen Feder immer noch nicht einig, zu welcher Klasse von Vögeln sie die Gans rechnen sollen.

Alle Tiergeschlechter der Urzeit, die es verstanden, rechtzeitig den verändernden Gewalten der Erde auszuweichen und sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, haben sich bis auf die heutige Zeit erhalten, und besonders die Raben sind eine so wohlbekannte Erscheinung, daß wohl jeder sie kennt und auch ihre Eigenschaft, glänzende Gegenstände zu rauben und zu verstecken, daß man von einem Menschen, der die gleiche Eigenschaft besitzt, zu sagen pflegt: „Er stiehlt wie ein Rabe.“



Der Spiegelbilder-Fabrikant.

Von Otto Promber.

Es können wohl ein halbes tausend Jahre her sein, da lebte in Augsburg ein junges Bürschen, namens Florian Veit. Vater und Mutter waren ihm frühzeitig gestorben, und auf der ganzen Welt hatte er niemanden, der sich seiner angenommen hätte.

Zuerst verlegte er sich aufs Betteln. Und als er fünfzehn Jahre alt war, ging er bei einem Glasermeister und Spiegelmacher in die Lehre. Florian Veit war ein munterer, gewedter Junge. So mager er war, so flink war er in allen seinen Bewegungen. Bald war er des Meisters rechte Hand, der ihn zu seinen vielartigen Geschäften gut brauchen konnte.

Nur hatte Florian eine recht sonderbare Gewohnheit. Während sich zur Feiertagsstunde und am Sonntage die anderen Bürschen lustige Kurzweil und Unterhaltung schafften, hockte Florian, von der Welt ganz abgeschlossen, in einer engen, dumpfen Bodenkammer und studierte alte Rezepte. Diese handschriftlichen Rezepte, die ihm sein Vater als einziges Vermögen hinterlassen, betrafen allerhand seltsame Kunststücke, etliche auch der geheimnisvollen Schwarzkunst und Alchimie. „Wie man sich unverwundbar macht“, „Die Kunst, jede Krankheit zu heilen“, „Wie man aus zerstoßenen Steinen Gold herstellt“ und anderer Hofuspokus einer alten Zeit war da zu lesen. Florian verstand kaum den zehnten Teil von all dem schwarzkünstlerischen Gerede. Aber je weniger er davon verstand, um so kostbarer und interessanter erschienen ihm die Rezepte.

Stundenlang konnte er ganz versunken zum Bodenfenster hinaus schauen und darüber nachdenken, wie es ihm möglich werden könnte, die Rezepte auszuprobieren. Wenn ich nur erst Geselle bin, dachte er; alsdann will ich der Welt schon zeigen, was alles in meinem Kopfe steckt. Ich will dann ganz Augsburg überraschen, und die Herren Patrizier, die Magister und Hochgelahrten werden zu mir kommen und mich um Rat befragen. Die Rezepte zu allerhand wunderbaren Dingen hab' ich ja! —

Die Zeit verging. Und als ein paar Jahre ins Land gegangen waren, hatte Florian Veit sein Gesellenstückchen abgelegt.

Nun ans Werk! dachte der junge Mann.

In dem kleinen Gesellenstübchen, das er von seinem Meister angewiesen erhalten hatte, legte sich Florian aufs Experimentieren. Phiosen und Retorten schleppte er herbei, und es dauerte gar nicht lange, da war das Zimmer ein kleines Laboratorium. Während die anderen jungen Leute der Stadt nur darum besorgt waren, wie sie sich das Leben möglichst angenehm gestalten könnten, steckte Florian Veit zu jeder freien Stunde und selbst Sonntags nachmittags in dem Stübchen, eifrig damit beschäftigt, die Rezepte auszuprobieren. Leider nur mußte er hier eine Enttäuschung um die andere erleben. Denn alle die schönen Rezepte taugten nichts. Sie waren nicht weiter als abergläubisches Geseuf!

Dem jungen Menschen ging dieser Mißerfolg gewaltig im Kopf herum. Ihm wurde recht unbehaglich zumute, als er daran dachte, wie sehr man ihn schon wegen seiner Geheimnistuerei aufgezoogen und ausgelacht hatte. Sogar der Meister hatte erst kürzlich zu ihm gesagt: „Lasse er von solchen Narrheiten, denn sie bringen nichts ein. Viel gelahrtere Leute als er haben sich schon mit derlei Dingen beschäftigt und das Ende vom Liede war gewöhnlich, daß man von ihnen sagte, sie wären mit dem Teufel im Bunde. Sie wurden aufs Rad geflochten, gevierteilt, verbrannt!“

Was wollte Florian Veit nun tun? War er nicht bereits der „Ausgelachte“, vielleicht gar noch der „Bergwöhnte“? Aber nein, nur nicht den Mut sinken lassen! Hatten ihn alle die schönen Rezepte zum Narren gehabt, so wollte er wenigstens ein Rezept aufstellen, das die Wissenschaft und Kunst bereicherte. Ehrgeizig, wie Florian war, wollte er zuerst vor seinem Meister bestehen; hatte er diesen von seinem Können überzeugt, so durfte er's auch mit den anderen aufnehmen.

Und so stellte sich der Glasergefelle die Aufgabe: wie stelle ich noch bessere Spiegel her, als sie mein Meister herzustellen imstande ist? Veit probierte alles durcheinander, um diese schwere Aufgabe zu lösen. Da, eines Sonntags morgens, hatte er durch eine neue Unterlage des Glases einen Spiegel erfunden, der weit schöner als die anderen war und wie geputztes Silber funkelte und glitzerte. Zitternd vor Aufregung nahm er den Spiegel und zeigte ihn seinem Meister: „Hier schaut — mein Probieren und Studieren hat doch etwas genützt!“

Der Meister war ganz betroffen. Er wendete den Spiegel hin und her, nickte ein paarmal mit dem Kopfe, tat dann einen leisen Pfiff und sagte beinahe grob: „Ich gratuliere ihm!“

Der Geselle mußte dem Meister sofort einen neuen Spiegel der verbesserten Art herstellen, und als auch dieser gelang, erklärte sich der Meister bereit, dem Veit die neue Erfindung für tausend blanken Gulden bar abzukaufen. Florian Veit überlegte sich nicht lange, sagte „ja“ und strich tausend blanken Silbergulden in seinen Beutel.

Nun aber litt es ihn nicht länger in Augsburg.

Er schnürte sein Bündel und zog an einem schönen Sommermorgen hinaus durch das Tor der Stadt. Froh wie die Lerche in den Lüften und sorglos wie sie wanderte er dahin durch die Wiesen und Felder in der Richtung nach Nürnberg.

Mitten in seiner Wanderung lachte er plötzlich überlaut auf. „Hahaha — wenn das ginge — ja, wenn das ginge!“ rief er und flatschte in die Hände. „Gelingt's mir, so bin ich berühmt und reich bis ans Ende meiner Tage. Und warum sollte mir nicht eine Erfindung gelingen, die mir zehntausend statt tausend Gulden einbringt?“

Natürlich handelte sich's bei Florian Veit wieder um eine neue Idee und zwar um eine höchst originelle, die gleichfalls mit dem Spiegel in engster Beziehung stand.

Der Glasergefelle hatte jetzt plötzlich alle Lust am Wandern verloren und sah nur, wie er am schnellsten nach Nürnberg kommen könnte, wo er seine neue Idee ausprobieren wollte.

Als er nach ein paar Tagereisen an seinem Ziele anlangte, war seine erste Sorge die, sich ein geeignetes Laboratorium zu schaffen. Da er mit Geldmitteln gut ausgestattet war, fiel ihm dies nicht schwer.

Wohl ein Jahr lang steckte Florian fast ununterbrochen hinter den vier Mauern seiner Experimentierwerkstatt und mühte sich im Schweige seines Angesichts damit ab, seine Idee zu verwirklichen. Und siehe da! Eines Tages war ein förmlicher Aufruhr in der alten deutschen Stadt.

Das Haus, in dem sich Veit aufhielt, war dicht umlagert, und die Ratsherren und Patrizier in ihren schönen Wämsern kamen herbei, um dem kühnen Erfinder ihr Kompliment zu machen.

Was hatte wohl Florian Veit erfunden? Nun es war etwas höchst seltsames: einen Spiegel, der — ans Licht gebracht — das ewig festhielt, was sich in ihm abspiegelte! Der Spiegel, dessen Scheibe mit einer feinen empfindlichen Schicht überzogen war, wurde in einem völlig dunklen Raume aufgestellt; vor die Spiegelscheibe setzte sich diejenige Person, die „abkonterfeit“ sein wollte. Das Zimmer

wurde auf einen Augenblick erhellt, dann wieder verdunkelt, der Spiegel wurde zur Erhärtung der oberen Schicht (in die sich das farbige Bild eingepreßt hatte) entsprechend präpariert und — das sprechend ähnliche Konterfei war fertig.

Die Leute erschrakten ordentlich. Wie war das nur möglich? Ging denn das noch mit rechten Dingen zu? Da brauchte ja einer nur sekundenlang in den Spiegel zu schau'n, um sich darin sogleich aufs dauerhafteste schön bunt abkontert zu sehen. Es fehlte weiter nichts als ein prunkvoller goldener Rahmen darum, ein Bild zu besigen feiner und vor allem natürlicher als das schönste Bild der Malerei!

Massenhaft strömten jetzt die reichen Edelleute und Kaufherren von Nürnberg herbei, um sich für viel Geld und gute Worte beim „Meister Florian Veit“ im farbigen Spiegelbilde zu verewigen, das sie später an dem schönsten Platze ihres besten Zimmers aufstellten.

Veit wußte sich vor der Kundschaft kaum zu retten; er hätte hundert Arme, hundert Beine haben mögen!

Immer weitere Kreise zog des Spiegelbildermachers Ruhm. Er drang auch bis nach Augsburg, und eines Tages kamen Veits früherer Meister und dessen Tochter herbeigeeilt, um den genialen Spiegelbildermacher zu bewundern. Zwischen dem jungen Meister und des alten Meisters Tochter kam es zu einem sehr freundlichen Verhältnis. Die beiden jungen Leute fanden aneinander Gefallen und eines Tages hieß es, beide ständen vor der Hochzeit.

Doch es sollte anders kommen!

Obwohl Florian Veit, das einstmal blutarne Waisenkind, plötzlich ein reicher Mann geworden war, der sich jede Unannehmlichkeit bieten konnte, war sein von mühevoller Erfinderarbeit geschwächter Körper dem Ansturm nicht gewachsen und kränkelte. Nicht genug damit. Neid und Mißgunst der Leute sorgten dafür, daß man an Veits Kunst dies und jenes zu bemängeln suchte. Welche Annäherung! sagten sich die Gelehrten, der Kerl will wahrhaftig gescheitert sein als wir! Und wie er von sich reden macht! Sein Wiß ist Afterwitz. Wer weiß, was für Schwindel der neuen Erfindung zugrunde liegt! Am Ende steht er gar — mit dem Satan im Bunde. Hat vielleicht in einer geheimnisvollen Mondscheinnacht zur Geisterstunde unterm Galgen vorm Tore der Stadt seine gottlose Seele verkauft? Denn wo sollte der Mann sonst diese teuflische Zauberei herhaben? — Und so steckten sie die Köpfe zusammen, tuschelten geheimnisvoll und bekrenzten sich dreimal, damit ihnen das Gespräch über so sündhafte Kunst nichts anhaben könne.

Was die Gelehrten sich zuraunten, wußte bald das ganze Volk.

Die Finsternis der Köpfe, die Furcht und die Leidenschaft der Herzen förderte eines Tages die furchtbare Anklage zutage, daß es Veit mit dem Bösen halte und um den Preis der Seligkeit seiner Seele vom Teufel das Rezept seiner „Bildermach-Kunst“ erhalten habe.

Von dieser Stunde an mied jeder den Bildermacher wie die Pest.

Die Leute schielten hinauf nach den Fenstern seines Hauses und horchten mit klopfendem Herzen an seiner Tür. Der eine wollte gesehen haben, daß nachts glühende Kohlen über den Dachstuhl rollten, während in Veits Hause ein höllisch Gelächter anhub. Der andere behauptete, er habe in Veits Hause um Mitternacht ein seltsam Säusen und Wiehern gehört, und ein Dritter log zusammen, er habe um ein Uhr nachts den gehörnten Teufel zur Feueresse herausblicken sehen, während in der anderen Esse eine auf einem Besen reitende Heze verschwand.

Hu, hu! hier ging es nicht mehr richtig zu!! —

Eines Morgens dröhnten gegen Meister Veits Haustor drei mächtige Schläge. Der Scharfrichter mit zwei Knechten war's. Mit lauter drohender Stimme sagte er die Anklage herunter und begehrt Einlaß. Da wußte Veit, wie viel es geschlagen hatte. Er trat heraus und rief das Volk, das sich mittlerweile angesammelt hatte, zum Zeugen an, daß er keinem je ein Haar gekrümmt, vielmehr allerseits nur Gutes getan und mit dem Teufel bei seiner Seele Seligkeit keinerlei Gemeinschaft habe.

Aber die Leute ringsum überschrien ihn, drohten ihm mit den geballten Fäusten und ein fürwitziger höhnte: „Herausreden will sich der Schalk! Erst gestern habe ich gesehen, wie er am Dachfenster züngelnde Flammen aus dem Munde blies und dabei ein erschrecklich lachhaftes Geheul anhub, daß mir vor Grausen die Zähne zusammenklagen.“

Nun war's erwiesen.

Packt ihn! Bindet ihn! Schleift ihn zur Gerichtstatt unter die Femlinde!

Hundert Hände griffen zu; man schlug ihn, man trat den armen, kranken Meister mit Füßen.

Und als die Sonne am nächsten Morgen aufging, hatte Veits arme Seele nach allen möglichen Folterqualen auf dem Scheiterhaufen ausgelitten, während sein Haus helllichterloh in Flammen stand, damit der Teufel herauspringe.



Das Leben im Mai.

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“ heißt ein bekanntes Volkslied. Mancher hat nun schon gemeint, daß dies nicht ganz stimme, denn die Knospen springen allgemein in der ersten Hälfte des April, wenn nicht schon früher. Und doch stimmt's mit dem Liede. In früheren Jahrhunderten nämlich wurde der Frühling der Kürze halber allgemein „Lenz“ oder „Mai“ genannt; es war mit dem „Maien“ also nicht der eine Monat, sondern die ganze Frühlingszeit gemeint. Dieser Auffassung entspricht ja auch das Lied: „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün!“

Der Mai ist der am meisten besungene und in allerhand Wortbildungen vertretene Monat des Jahres. Man nennt ihn „Wonne-mond“, denn eine Wonne ist's jetzt, zu sehen, wie schön es ringsum in Garten, Feld und Wald wieder geworden ist. Die Pflanzenwelt nennt die Maiblume, die Tierwelt den Maikäfer. Im Walde sproßt der junge frische Maiwuchs unserer Nadelbäume, und auch der Pfingstbaum, die Birke, wird „Maie“ genannt. Wie würzig schmeckt der aus Wein und Waldmeister hergestellte Maitrank! Grün sind jetzt die Auen und Tristen vor den Toren der Stadt. Einstmals im Mai fanden da draußen zierliche Reigen statt, bei denen Jung und Alt versammelt war. Eine neue Zeit hat diese mittelalterlichen Bilder längst hinweggewischt und gar das 20. Jahrhundert, das uns eine so rasche Entfaltung des Sportes brachte, gab dem Leben und Treiben auf der grünen Au ein ganz neues Gepräge. Jetzt springt in weitem Bogen der Fußball durch die Luft, oder auch der Tennisball, während unten die Kugeln der Hockey-, Golf- und Krocketspieler rollen. Auf dem blinkenden Rade saust ein frühlingsfreudiger „Kilometerfresser“ vorüber, das rasende Auto bläst gefährliche Staubwolken auf, Wandervogel, Quellenwanderer und Pfadfinder marschieren ins Land hinein. Auf den Flüssen aber tummeln sich die Ruderer, die Segler; und die Propeller der Lustschiffe und Flugmaschinen hört man zuweilen im blauen Maienhimmel surren. Neue Zeiten, neue Sitten!

Im Monat Mai erschließen viele Bäume, Sträucher und kleinere Pflanzen ihre Kelche. In Norddeutschland beginnt ungefähr mit dem 1. Mai die Tulpenblüte, auch wohl die Blüte des Apfelbaumes. Eichen und Buchen blühen jetzt, und in den Gärten stehen Glieder und Schneeball, Goldregen, Jasmin, Weiß- und Rotdorn in Blüte. Auf der Wiese sieht man Butterblume, Federnelke, Kaiserblume, Sauerampfer, Wiesenkaumkraut, in voller Blüte stehen, auf den Waldwiesen: Wollgaras, Waldmeister, Pechnelke, Sumpfdotterblume, letztere auch als üppiger Schmuck der Quellen und Bäche. Auch das liebliche Vergißmeinnicht entfaltet jetzt seine blauen Sternaugen. Im Garten schaukelt das rote Herz, blühen Stiefmütterchen, Taufendschönchen, Aurikel und verschiedene Zwiebelgewächse. Die Rasenflächen dagegen sind mit Löwenzahn überwuchert, jener Blume, die später die von Kindern viel beachteten „Katzenchen“ liefert.

Sehr rege gehts auch in der Tierwelt zu. Edelhirsch und Reh bekommen Kälber; die Mehrzahl der Säugetiere hat schon oder bekommt noch Junge. Auch die Vögel erhalten Familienzuwachs; fink, Kohlmeise und Sperling werden flügge. Der Kuckuck paart sich. Hecht und Karpfen laichen. Der Krebs legt Eier. Im Felde zirpt wieder die Grille. Groß ist das Heer der Käfer und Schmetterlinge.



Ercheinungen im Schloß zu Darmstadt

Eine Sage von Karl Wigel.

Die Gemahlin des Landgrafen Ernst Ludwig erwachte eines Nachts und erblickte eine weiße Frau vor sich. Diese hob ihre Hand, winkte ihr und sprach: „Komm mit, und hebe den Schatz!“ Da die Fürstin aber keine Lust zeigte, verschwand der Geist. Im Abgehen sprach er noch folgende Worte: „Jetzt muß ich so lange herumgehen, bis Landgraf Ludwig IX. zur Regierung kommt und den Schatz hebt.“

Später versuchte Ernst Ludwig den Schatz zu heben. Da stellte sich die weiße Frau ein und sprach: „Das kannst du nicht. Jetzt sind noch goldene Zeiten. Es werden jedoch Zeiten der Not und des Unglücks sich zeigen, dann wird das Haus Hessen durch den Schatz gerettet werden.“

Als Ludwig VIII. regierte, ließ sich die weiße Frau öfters sehen. Einst sprach sie: „Wenn der Prinz Ludwig (Ludwig IX.) an die Regierung kommt, dann wird der Schatz aufgehen wie der Mond aus den Wolken, aber Zeit und Stunde sind nicht bestimmt.“ Sie führte harte Klage, daß böse Geister sie von ihrem rechten Platz verschleucht hätten; nur in der Schloßkirche habe sie Ruhe. Einmal sagte sie: „Ludwig IX. ist mein Erlöser. Amen.“ Man war neugierig, ob sie etwas mit der weißen Frau im Schloß zu Berlin gemeinsam habe. Auf eine Anfrage verneinte sie. Einst wollte sie einer ausfragen. Sie aber erwiderte: „Du sollst mich nicht ansprechen, sondern nur den linken Fuß vorsetzen, dann will ich schon selbst reden.“

Man glaubt, daß der Schatz im Waschhaus zu finden sei oder in dem zugemauerten Gewölbe zwischen dem grünen Tor und dem Mönchentreppchen.

Haben die Tiere Verstand und Überlegung?

Ich bin ein großer Tierliebhaber und nehme an allem, „was da freucht und fleucht“ den lebhaftesten Anteil. Da erscheint es denn selbstverständlich, daß ich auch Hunde besitze, und zwar deren gleich vier. Natürlich Deutsche. Sie sind Geschwister und ich konnte es nicht übers Herz bringen, sie zu trennen. Jeden Tag gab es da etwas Neues zu bemerken. Aus ihren Stimmen konnte ich genau den jeweiligen Gemütszustand der Tiere erkennen. Die lieben Köter kamen oft von selbst, meine Frau um Hilfe anzuflehen, so z. B. wenn ihnen beim Fressen ein kleiner Knochen in den Zähnen saß. Daß die Tiere mit Verstand und Überlegung begabt sind, ist für mich eine unumstößliche Tatsache. Hier zwei Fälle, die das dartun: Auf dem Tische stand ein Teller voll Knochen, der für die Hunde bestimmt war. Die Dackel saßen um den Tisch auf dem Boden und Bubbi hatte sich in der Annahme, daß man ihn nicht sähe, auf den Tisch geschwungen, natürlich unter Benützung eines Stuhles. Er betrachtete den Tellerinhalt, nahm dann einen Knochen und ließ ihn über den Tischrand hinabfallen. Das wiederholte er noch zweimal, bis jeder Dackel seinen Teil hatte, erst da nahm er auch für sich einen Knochen, mit dem er auf seinen Lieblingsplatz, die Sofaecke, flüchtete. Ein zweites Stückchen von Bubbi. Ich brachte aus einem Restaurant einen mächtigen Kalbsknochen

mit und gab ihn dem einen der Dackel, der gerade allein im Zimmer war. Dann kam Bubbi herein, und all sein Bitten und Winseln um Abgabe des Knochens war vergeblich. Das Wasser tropfte ihm aus dem Maule vor Begierde. Dann aber kam er auf folgenden schlaun Einfall: Scheinbar zornig bellend sprang er auf einen Stuhl und von da auf das Fensterbrett, von wo aus er aufs heftigste die Straße hinunter bellte. Dies hörte kaum der Besitzer des Knochens, als er diesen im Stiche ließ, um ebenfalls wütend auf die Straße zu bellen. Das aber war es, was Bubbi gewollt hatte; mit einem Satz war er unten, nahm den Knochen, der fast größer als er selbst war, auf, trug ihn stolz unter das Kanapee und der betrogene Bruder hatte das Nachsehen.



Der deutschen Jugend!

Junge, das nimm dir ins Leben mit:
Sinn und Herz weit offen der Lehre.
Freue dich, daß du ein Deutscher bist,
Wachse hinein in des Vaterlands Ehre!

Jede Nation hat ihr Heiligtum,
Jede hat ihre verhüllten Gebrechen.
Lebe du stets zu der Heimat Ruhm,
Schilt nicht vor Fremden des Vaterlands Schwächen!

Präge dir ein, was in alter Zeit
Weise von Staaten und Herrschern
geschrieben,
Doch mit bewusster Gelehrigkeit
lerne dein Vaterland kennen und lieben.

Merke, was die Geschichte lehrt,
Was der Vergangenheit Mahnung gezeitigt:
Siegreich blieb immerdar Deutschlands Schwert,
Wenn es sein reines Deutschtum verteidigt.

Sprachenkenntnis ist Stütze und Licht,
Mußt du in fremden Ländern wandeln —
Aber, wie auch die Lippe spricht,
Bleibe deutsch im Denken und Handeln!

Deine Rede sei klar und klug,
Fremdwörter stopfen Gedankenlücken,
Unsere Sprache ist reich genug,
Deutsches Empfinden deutsch auszudrücken.

Ob du studierst oder Handwerk treibst,
Ob du die Feder führst oder den Degen,
Wenn du dir selber nur treu stets bleibst,
Dient deine Arbeit der Heimat zum Segen.

Treue, mein Kind, und Wahrhaftigkeit ist
Immer des Deutschen sieghafte Wehre,
Freue dich, daß du ein Deutscher bist,
Wachse hinein in des Vaterlands Ehre.

Das Sonnenkind.

Im Gefährt, im güldenem Sitz
Ein Knabe, hold von Gebahren.
Die güldene Peitsche er schwingt und es blüht —
Heia! wie weiß der zu fahren!
Rosse und Rüstzeug hat er genug
Mägde und Knecht zu Hauses Behuf,
Geflügelten Schwarm auf dem Dache.

Der alte Wrangel.

Der alte Wrangel war ein tüchtiger Mann, aber in der Orthographie nicht sehr bewandert und mit mir und mich stand er immer auf Kriegsfuß. Doch aus der Ruhe ließ er sich nie bringen und eine hübsche Portion Selbstbewußtsein besaß er auch. Man erzählt sich eine Menge der nettesten Geschichten von ihm. Er hatte eine höchst energische Frau, die ihn gut im Zügel hielt. Als er im Jahre 1848 in Berlin einziehen wollte, hatte man ihm gedroht: zur selben Zeit seines Einzuges würde man in Stettin seine Frau erhängen. Als er in Berlin zum Brandenburger Tor einzog, sagte er schmunzelnd und seelenruhig zu seinem Adjutanten: „Mir soll bloß wundern, ob sie ihr auffgehangen haben!“ — Eines Tages sollte er Friedrich Wilhelm IV. über einige Offiziere Auskunft geben, die zur Beförderung vorgeschlagen waren. Er schrieb von einem Leutnant: „... halte ich für den feigsten Offizier.“ Majestät. darüber erstaunt, ließ Wrangel rufen: „Aber Wrangel, wie können Sie mir den feigsten Offizier zur Beförderung vorschlagen?“ Wrangel ist bestürzt, dann nimmt er den Brief und sagt verwundert: „Majestät, hier steht doch deutlich der Feigste!“ (Fähigste). — Nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen 1864 dankt Majestät bewegt seinen Soldaten und sagt: „Nächst dem Herrn der Heerscharen danke ich meinen braven Truppen den Sieg!“ Nach den Worten „Herr der Heerscharen“ sagt Wrangel stolz zu seinem Adjutanten: „Damit meint er mir!“ — Wrangel wußte, was er leistete, und es ist ihm nicht weiter zu verübeln, wenn er eine gute Portion Selbstbewußtsein besaß.

Was sich Maxl denkt.

Maxl (nachdem Brüderchen eine Minute lang geschrien hat): „Das war nett! Bitte, Mama, zieh' es noch einmal auf!“

Aus der Schule.

Lehrer: „Hans, wieviel Elemente gibt es?“ — Hans: „Tausend.“ — Lehrer: „Wer sagt das?“ — Hans: „Mein Vater, er sagt immer: „Himmeltausendelement.““

Rätsel.

Die Erste ist ein Schmerzenslaut,
Die Zweite man am Himmel schaut;
Das Dritte, aus dem Meeresgrunde,
Behagt der Reichen leßtem Munde.

Auflösung der rätselhaften Inschrift aus der vorigen Nummer:

Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist. — Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. — Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. — Tu Recht, fürchte Gott und scheue niemand.